

Kapitel 1

Sophie späht aus dem Fenster ihrer Zweizimmer-Altbau-Wohnung in Hamburg auf das Balkongeländer. Dort hat sich eine Krähe niedergelassen, die merkwürdig schwankt und ihren Kopf schlapp zur Seite fallen lässt. Sekunden später stürzt sie in die Tiefe. Sophie öffnet hastig die Tür, betritt den Balkon und schaut besorgt hinab. Ihr Blick scannt die Straße. Nichts. Keine sich windende, verendende, keine tote Krähe. Sie geht wieder hinein, schließt die Balkontür. Seltsam, denkt sie, schaut noch einmal zum Fenster.

Ihre Gedanken fliegen wieder zu Joshua. Sie setzt sich an ihren Computer, starrt ins Schwarze des schlummernden Rechners. Tief Luft holend lehnt sie sich zurück, lässt ratlos die Schultern fallen und fährt ihn herunter. Nein, lieber mündlich, sagt sie sich, obwohl der Gedanke an ein Gegenübertreten ihren Magen zusammenpresst, als würde er ausgewrungen. Sie erhebt sich langsam, wandert, einfach nur um sich zu bewegen, in den Flur und blickt in den Spiegel. Mit einem Ruck zieht sie ihren schlabbrigen grauen Pullover zurück über die Schulter und beäugt kritisch ihre Figur, ihre zur Wespentaille geschrumpfte Körpermitte. Ihr Atem strömt bis in die Füße hinab, gefühlt schwer wie Blei. Sie schaut prüfend auf ihr Gesicht. Die schlafstörende Beziehungskrise wirft Schatten um ihre Augen, schimmert durch ihre fahle Haut. Das schulterlange blonde Haar hängt herab wie nasses Stroh. Keine Zeit, keine Energie für den Friseur. Eigentlich nicht unattraktiv, resümiert sie, aber aktuell wie zweimal einunddreißig. Sie wendet sich frustriert ab, schleicht ratlos zurück ins Wohnzimmer.

Müde von den wild zirkulierenden Gedanken, die ihr Hirn zu einer Achterbahn machen, rücken die Dinge in ihre Aufmerksamkeit, die sie noch abzarbeiten hat. Joshua und ihre geplante Kanadareise drängen sich penetrant in ihr inneres Büro. Zurück bleibt Chaos. Hätte die Mappe neben dem Computer mit dem Aufdruck STELZER – LANDSCHAFTSÖKOLOGIE UND -PLANUNG Arme, so würden diese sie jetzt packen und an sich ziehen. Daneben die Logo-Entwürfe und Textvarianten für die Jutebeutel, die sie auf eigene Faust bedrucken lassen will: „Cool, zäh, langlebig – dieser Beutel ist voller Hoffnung auf saubere Meere“, ist ihr Favorit. Die Sprüche lagern dort bereits seit vier Wochen. Nichts bewegt sich, nur die verdammten Gedanken an ihre bankrotte Beziehung. Ein Schatten vor dem Fenster. Sophies Blick wird zum Balkon gezogen. Die Krähe – gesund und munter – lässt sich wieder auf der Balustrade nieder. Sie hat etwas Sandfarbenes im Schnabel. Sophie nähert sich vorsichtig und beobachtet durch die Scheibe, wie der schwarze Vogel seine Beute auseinander hackt. Als er wenig später einen schmalen Zettel aus einem jetzt erkennbaren, aufgebrochenen Gebäckstück zieht, geht ein Schauer durch Sophies Körper. Ein Glückskeks, schießt es durch ihren Kopf und von dort direkt ins Herz. Die Krähe lässt den Zettel aus dem Schnabel fallen, pickt die Kekskrümel auf und fliegt davon. Sophie tritt auf den Balkon hinaus, hebt den Zettel auf und liest: „Dein Leben wird jetzt eine spannende Reise!“ Reglos starrt sie auf das kleine schmale Stück Papier zwischen ihren Fingern. War das ein Spruch von Joshua? Natürlich nicht, bremst sie sofort ihr Hirngespinnst.

So viel Zufall, das ist doch Quatsch! Aber ist der Inhalt vielleicht ein Wink? Du bist verdammt noch mal weder abergläubisch noch hast du jemals auf irgendwelche Wahrsagereien gehört, holt sie sich abermals zurück.

Sie lässt sich in ihren großen, weichen Sessel fallen und überlegt. Man kann den Vorfall ja schlichtweg als Wegweiser auffassen und darauf seine ganz eigene Entscheidung fußen lassen. Eigentlich empfindet sie es als unfair, die Reise ohne Joshua anzutreten, hatte sie ihn doch endlich davon überzeugen können, einmal richtig in die Natur einzutauchen und nicht immer nur in Städten herumzuhängen. Aber jetzt überlegt sie neu.

Joshua ist eigentlich ein lieber Kerl, sagt sie sich, er weiß es nur leider nicht. Und ihre Lebensentwürfe liegen meilenweit auseinander, oder besser gesagt, Joshua hat gar keine. Sie sieht sein fein geschnittenes, aber mutloses Macht-doch-alles-keinen-Sinn-Gesicht vor sich. Er hat nichts, was ihn vorwärtstreibt. Ihm fehlt das für all seine großartigen Ideen entscheidende Durchhaltevermögen. Und mit Kindern hat er auch nichts im Sinn. Kleine Terroristen, nennt er sie, obwohl er mit denen seiner Schwester sehr gut klarkommt.

In all ihrer Wirrnis und Trauer schleicht sich plötzlich ein Lächeln in ihr Gesicht, das da eigentlich gar nichts verloren hat. Sie denkt an das erste Mal mit Joshua. Sie sieht sich auf dem Bett liegend, als er, den Blick wie von einem Magneten angezogen, auf ihren nackten Körper, in seine Unterhose stieg, das Hintere nach vorne gedreht. Sie prustete los und dann konnten sie beide nicht aufhören zu lachen. Er stieg wieder aus der Hose, warf sie hinter sich und kam zurück zu ihr ins Bett. Gut zwei Jahre ist das her, aber unvergessen. Es begann so leicht, so unbeschwert und wurde so entsetzlich schwer.

Kapitel 2

Joshua starrt auf den Computerbildschirm der Firma HAPPY SLOGANS – WERBUNG, GLÜCKSKEKSE, GLÜCKWUNSCHKARTEN, als blicke er in ein schwarzes Loch. Es ist kurz vor Feierabend und er hat noch keine Zeile geschrieben. Und dann schießt Wut vom Bauch ins Hirn und sprengt seine Blockade: „Wenn Sie wissen möchten, was Glück ist, essen Sie diesen Keks. In wenigen Sekunden sind sie befreit vom Leben mit seinem Elend und seinem Müll“, tippt er, speichert, schickt den Glückskeksspruch auf den Server des Lektorats und lässt den Rechner herunterfahren.

Sein ohnehin schmales, ebenmäßiges Gesicht ist blass und wirkt eingefallen, seine dunklen Wimpern an den langen Lidern beschatten seine Augen, seine starken Nasenflügel treten nun noch stärker hervor. Er fühlt sich wie ein Ballon, dem die Luft ausgegangen ist. Müde fährt er sich mit den Händen durch das störrische dunkle Haar, das unbedingt mal wieder einen Schnitt bräuchte. Aber er hatte einfach keinen Drive zum Putzer zu gehen, keine Lust auf Trashtalk und extreme Abneigung dagegen, sich unter diesem lächerlichen Plastikkittel stillsitzend Belanglosigkeiten anhören zu müssen.

Er verbringt den Abend nach dieser Verzweiflungstat in der Eckkneipe LETZER SCHLUCK, wenige Schritte von seiner Wohnung entfernt, und stürzt grausam ab. Immer wieder denkt er an seinen Job, die verdammten Glückskekssprüche und die albernen Werbeslogans für Push-ups und Wiener Würstchen, an den Roman, den er zu Ende schreiben wollte, an Sophie, die nicht müde wurde, ihn dazu zu ermutigen, sein Vorhaben zu verwirklichen. Es sollte eine Roadstory werden – vielleicht einmal ein Roadmovie. Aber auf halber Strecke hatte er aufgegeben, so wie er auch schon das Tauchen, das Gitarrespielen und jetzt auch das Joggen aufgegeben hatte. Auch sein Bedauern darüber konnte ihn nicht dazu bewegen, wieder anzufangen.

Einen Moment lang schwelgt er in den Erinnerungen an die Zeit mit Anfang zwanzig, als er topfit war, sein Geld mit Tauchunterricht verdiente. Krass, sagt er sich, das ist schon fast zehn Jahre her. Welch ein Grauen!

Am nächsten Tag schleppt er sich auf schweren Beinen ins Büro, vorbei an seinen müde grübenden, in Überflüssigkeiten vertieften Kolleginnen. Wie er sie hasste, diese Mittelmäßigkeit, diese Humorlosigkeit, diese wichtigtuenden Schreiber, die eigentlich alle gern mindestens Zeitungsredakteure geworden wären anstatt Sprücheklopfer für fade Kekse. Als er sich an seinen Schreibtisch setzen will, fängt ihn die Sekretärin des Chefs ab. „Der Boss will dich sprechen“, sagt sie mit eisiger Miene.

Joshua hat damit gerechnet. Er lauert schon lange auf einen heldenhaften Abgang, ist stolz auf das Geschriebene, auf seinen Mut, auf den er so lange gewartet hatte. Er fühlt sich ein bisschen wie Charles Bronson in „Spiel mir das Lied vom Tod“, kurz mal den entscheidenden Treffer aus der Hüfte gelandet und damit selbst auf der Abschussliste. Er folgt der Sekretärin ins Chefzimmer.

„Sind Sie denn völlig durchgeknallt?“, zischt der Koloss vor ihm, bemüht seine Stimme zu dämpfen. Er steht hinter seinem blankgeputzten klobigen Bürotisch, kurz davor zu explodieren wie ein Knallbonbon. Sein dicker Bauch pumpt auf und ab. „Eine Schreibblockade lässt sich wieder lösen, aber so eine Dreistigkeit!“ Er stockt, holt Luft. „Das lasse ich mir nicht bieten.“

„Sie können sich ihre Glückskekse sonst wohin stecken. Vielleicht kommt dann mal was Netteres raus“, gibt Joshua beherzt zurück, vor seiner eigenen Courage innerlich erschreckend.

Der Chef versteinert, sein Blick feuerspeiend. „Zum ersten Mai sind sie weg hier!“, schießt es wie eine Schrotkugel aus ihm heraus. „Wir unterhalten uns morgen!“ Hart auftretend geht er an Joshua vorbei, geradewegs aus der Tür. Sie kracht hinter ihm ins Schloss.

Dann ist es still, sehr still, auch in Joshua. Er sitzt reglos wie ein Stein. Nach gefühlten zehn Minuten erhebt er sich, schlurft wie benebelt zu seinem Arbeitsplatz, nimmt seine Jacke vom Haken und verlässt das Büro. Er sieht sich bestätigt in seinem Elend, bestätigt in seinem Versagen als funktionsfähiger Mensch, bestätigt in seiner Aussicht auf ein Leben als Penner, irgendwo auf stinkendem Beton unter einer Brücke.

Er öffnet das Schloss seines neuen Singlespeed-Bikes. Seine Knie zittern. Er fühlt sich bar

jeden Ziels, wie in Auflösung befindlich, schleicht, das Fahrrad schiebend, auf Umwegen nach Hause, durch die belebten Straßen seines Viertels. Wie ein Schlafwandler öffnet er die abgewrackte Tür des alten Backsteinhauses.

Und während er sich, wie von unsichtbaren Kräften zurückgehalten, die Treppe hinaufschleppt, sieht er im Geist Sophie vor sich. Für Sekunden steht sie vor ihm, ihr hübsches, etwas strenges Gesicht mit der geraden schmalen Nase, den schmalen, wohlgeformten Lippen und dem durchscheinenden Teint, ihre wachen, leuchtend blauen Augen, ihr frei und leicht fallendes, schulterlanges, frisurloses blondes Haar. Er liebt sie, braucht sie zum Atmen, auch wenn seit einiger Zeit Unstimmigkeiten an ihrer Beziehung zerren, sie zu zerreißen drohen. Wie würde sie jetzt reagieren, wo er mal wieder versagt, alles hingeschmissen hatte? Sie war doch seine erste wirklich große Liebe. Er hatte in seinem Leben schon so viele Angeln ausgeworfen, doch immer hatte der falsche Fisch angebissen – bis Sophie kam. Aber sie hatte nicht angebissen, sie hatte ihn sich genommen, beherzt, ohne zu zögern und ohne Umschweife. Was hatte sie eigentlich dazu gebracht, warum ausgerechnet ihn, diese Lachnummer des Lebens?

In seiner Wohnung läuft Joshua über die am Boden liegende Outdoorjacke, eigens für die bevorstehende Kanadareise mit Sophie gekauft, über diverse Spickzettel und Wollmäuse direkt zum Fenster. Er braucht frische Luft, reißt das Fenster sperrangelweit auf und geht zu seiner Dartscheibe, die an einer Staffelei hängt. Er nimmt einen seiner handgefertigten bunten Federpfeile von der Scheibe – alle dicht um den schwarzen Punkt herum steckend – und wirft ihn, ohne wirklich zu peilen, mit der Wut eines erniedrigten Opfers. Der Pfeil fliegt geradewegs an der Scheibe vorbei und hinaus auf die Straße.

Joshua geht zum Fenster, blickt hinunter, erschrickt und würgt ein aufkeimendes Lachen ab. Der Pfeil steckt im schwarzen Hut eines älteren Mannes in Ledermontur. Der ist stehen geblieben – seinen Hut jetzt in der Hand –, während sich eilige Passanten um ihn herum lavieren.

Er entdeckt Joshua am Fenster und schreit zu ihm rauf: „Schuss ins Schwarze! Hut ab, du Indianer!“ Er grinst böse. Nun sind alle Blicke nach oben gerichtet. „Hätte ins Auge geh’n können, Skalpjäger!“

Joshua erschrickt. „Sorry, war so nicht geplant. Tut mir echt leid. Sollte auf die Scheibe.“ „Na dann besorg dir mal doch lieber ’ne Brille!“, schallt es zu ihm rauf. Der Getroffene setzt den Hut gemächlich wieder auf – den Pfeil stecken lassend. „Wollte ja eigentlich schon immer ’n Hut mit Feder.“ Er rückt ihn auf seinem fransigen grauen Haar zurecht, steckt die Hände in die Hosentaschen, zwinkert Joshua zu und geht weiter.

Der schaut ihm hinterher, beeindruckt von der Coolness. Und irgendwie ist ihm, als habe er dessen Gesicht schon einmal gesehen.

Joshua will eine Flasche Wein aus der Küche holen, als ihn der Sound von „Spiel mir das Lied vom Tod“ seines Handys in die andere Richtung lenkt. Sein Vater. Joshua lässt das Handy achtlos liegen, den Loop der Melodie ignorierend. Doch wenig später erklingt Vogelgezwitscher und er eilt zu seinem vibrierenden Handy. Es ist Sophie.

Irgendwie ahnt er, dass etwas nicht stimmt, und zögert. Dennoch wischt er den Button auf grün. Er sehnt sich nach ihrer Stimme und noch vielmehr nach ihren wachen Augen. „Joshua“, Sophies Stimme klingt belegt. „Wir müssen reden. Kann ich nachher vorbeikommen?“

„Aber bitte nix Schweres heute. Mir ist ...“

„Doch Josh, es ist was Schweres.“ Sophies Stimme bricht. Einen Moment lang herrscht Schweigen. „Also, ich bin in einer Stunde bei dir. Es ist wichtig.“

Sophie hat das Gespräch beendet, und Joshua steht starr wie eine Säule in der Mitte des Zimmers. Er blickt auf die Dartscheibe, auf die Pfeile, die dicht am Schwarzen stecken, aber eben nicht drin. Ihm fällt das Handy aus der Hand. Das Glas zerspringt. Zurück bleibt das klassische Spinnennetz-Display. Alles Mist, denkt er, hebt das Handy auf und knallt es auf den Couchtisch. Er holt die Weinflasche. Das satte Plopp des emporschießenden Korkens ist für ihn zum tröstenden Sound geworden. Er gießt das trübe Glas randvoll und lässt sich auf die abgewetzte braune Ledercouch fallen.

Was will sie ihm sagen? Will sie nicht mehr, nach den vielen Streitereien in der letzten Zeit? Er denkt an den gebuchten Camper, an San Francisco, an Kanada und blickt auf das aufgeklappte Buch CANADAS FIRST NATIONS, das er sich auf Empfehlung von Sophie gekauft hatte. Er war erst skeptisch, hatte dann aber die ersten Seiten verschlungen.

Als Sophie in der Tür steht, glaubt Joshua, eine fremde Frau stünde vor ihm. Sie hat ihr Haar abgeschnitten, rasselkurz.

.....

Joshua gießt sich Wein nach. Alle stemmen sich gegen mich, eigentlich das gesamte Leben, sagt er sich. Seine Trauer ist gespickt mit rachevollen Gedanken an seinen Chef, der seine genialen Sprüche immer wieder korrigierte, ohne sie zu würdigen. Da war System drin, denkt er. Damit wollte er ihn klein halten, und damit sein Gehalt. Er sieht ihn vor sich, sein Bauch wie ein Sack gekochter Spagetti, der plötzlich aufplatzt, sieht, wie sich sein Inhalt über die Füße der Kollegen ergießt.

Nach dem vierten Glas Rotwein beginnt er zu fantasieren. Er sieht seinen Vater vor sich, raumfüllend in seiner stets provokanten Haltung, ihn, Joshua, zu einem Nichts werden lassend. Er sieht sich am Boden liegend, seinen Vater über ihm, ihn mit dem Fuß niederdrückend. Und er stellt sich vor, wie er irgendwo ins Wasser springt, langsam auf den Grund eines Flusses sinkt und schließlich umringt von Vater, Mutter, Schwester und Sophie von Polizisten tot aus dem Wasser gezogen wird. Und er sieht sie alle an seinem Grab, seinen Vater aufrecht, zwischen Erschütterung und Empörung über seinen Sohn, der ihm dies angetan hatte, undankbar ihm gegenüber, wie immer, ihm, der doch nichts falsch gemacht hatte. Daneben seine Mutter in ehrlicher Trauer, seine Schwester minimal berührt und Sophie gebeugt unter der Last der Schuld, das Gesicht vom Kummer zernagt.

Joshua überkommt ein schier unerträgliches Verlangen nach einer Zigarette. Fast zehn Jahre Abstinenz und dennoch, da war es wieder, dieses Bedürfnis danach, den bitteren Rauch tief in die Lunge herabzuziehen und ihn langsam und genüsslich über die leicht vorgeschobene Unterlippe wieder auszustoßen.

Er rafft sich auf, geht zum Dönerladen um die Ecke und kauft eine Packung Marlboro. Er sieht sich um. Ja, hier wird noch geraucht, denkt er. Die Migranten haben nicht die Muße, sich Gedanken über ihre Gesundheit zu machen. Er lässt sich noch eine zweite Packung geben, kauft ein Feuerzeug mit dem Foto eines Kampfhunds darauf, bezahlt und steckt sich gleich, als er draußen ist, die erste Zigarette an. Er muss husten, nimmt den zweiten Zug, bläst den Rauch in Kringeln in die laue Abendluft und geht nach Hause.

Als er wieder auf der Couch sitzt, kriechen erneut die Gedanken an ein selbstbestimmtes und heldenhaftes Abtreten aus diesem bedeutungslosen Leben aus den hintersten, dunkelsten Ecken seines Hirns. Dramatische Bilder und Gefühle trösteten ihn schon immer, wenn er sich als Underdog fühlte. Als Junge hörte er neben Hardrock auch begeistert Opern wie „La Boheme“ und „Carmen“, liebte Filme wie „Doktor Schiwago“ und „Vom Winde verweht“, später dann „Spiel mir das Lied vom Tod“ und „Pulp Fiction“. Sein Lieblingsfilm war „Der Pate“, was seiner Mutter gar nicht gefiel. Zu viel Blut, zu viel Gewalt, zu viel Pathos. Aber er ignorierte ihre Einwände, sah sich den Film heimlich immer wieder an. Der Mafiaboss faszinierte ihn – seine Macht, sein Mut und seine Würde vor allem, verbunden mit der beschützenden Liebe zu seinen Söhnen.

In einem Streit um das Taschengeld warf ihm seine Schwester entgegen, dass ihr Vater ihn gar nicht haben wollte. Sie hatte an der Tür gelauscht, als die Eltern über Abtreibung stritten. Das erste Kind war schon ein Störfall, aber damit hatte sein Vater sich schließlich arrangiert. Ein zweites Kind, dazu noch ein Junge, das überstieg seinen verkümmerten Familiensinn. Diese Offenbarung traf Joshua wie ein Schlag ins Gesicht. Er beschloss, sich mitten im Wohnzimmer, auf dem sandfarbenen Teppich, die Pulsadern aufzuschneiden und in einer Lache aus Blut zur Filmmusik des Paten zu verenden. Doch seine Mutter fand die Rasierklingen in seinem Schrank und schleifte ihn zum Psychologen. Der Schock hatte auch das sparsam ausgeprägte Mitgefühl des Vaters aktiviert – zumindest solange, bis die Wellen der Erschütterung langsam verebten. Joshua genoss die lang ersehnte Beachtung und ließ von seinem Plan ab. Und er sprach mit niemandem über diesen Vorfall, das war mit der Familie so vereinbart worden. Es war erledigt.

Doch nun kommen die Gefühle der Wertlosigkeit wieder zurück. Immer wieder drängt sich die Äußerung seines Vaters in sein Hirn, er sei substanzlos. Genau, denkt er, ich bin eigentlich immer maximal entbehrlich gewesen und daran wird sich auch nichts mehr ändern. Und mit diesem Fazit beschließt er, die mit Sophie geplante Reise anzutreten, allerdings nicht mehr, um die Welt zu entdecken, sondern um sie zu verlassen, um sich in diesem letzten Akt endlich sichtbar zu machen, in seiner Verzweiflung, seiner Einsamkeit, seiner Demütigung. Endlich das Elend dieser beschissenen Welt nicht mehr ertragen müssen, Welch eine Aussicht!

Kapitel 3

Sophie klappt ihr Notebook zu. Es ist entschieden. Sie wird reisen. Alles, was noch zu erledigen war, ist getan. Sie liebt Entrümpelung, mag leere Schreibtische, befreit ihr Leben gern von Staub. Abgearbeitet – abgewickelt – erledigt.

Die Gedanken an den Abschied von Joshua schneiden noch in ihr Herz wie scharfe Messer. Es waren immerhin zwei Jahre, die sie versucht hatten, zusammenzuwachsen, eine Brücke über den Graben ihrer unterschiedlichen Lebensansichten zu bauen.

Ziellos träumen, in schwarzhumorigen Geschichten versinken, an der Realität vorbei leben, ohne Visionen, einfach so, das war Joshua. Mit diesem lebendigen Kopfkino blockierte er sich, sah Barrieren vor sich, die keine hätten sein müssen. In seine Fantasie, in seine fernen Welten hatte sie sich damals verliebt, in seine stille Sanftheit, die jedoch irgendwann in schwermütiger Trägheit mündete und alle Lebensfreude versiegen ließ. Er legte über alles einen gespenstischen Grauschleier, der die Menschen an seiner Seite mit in die Tiefen einer allgemeinen Trauer zog. Und sein einziger realistischer Traum vom Schriftsteller war schon deshalb zum Scheitern verurteilt, weil er hinter jeder Interessenbekundung bereits die Ablehnung witterte. Immer in Zweifeln versinkend, das Glück nicht erkennend, auch wenn es ihm gerade über die Wange strich. Und schließlich landete er in dieser Firma, wo er dazu verdonnert war, dumme Sprüche für Glückskekse und Werbeanzeigen zu schreiben – welche Verschwendung versteckter Ressourcen! Sophie hatte damit gerechnet, dass er nichts unternehmen würde, um sie zu halten. Wenn ihm etwas zu entrinnen scheint, lässt er es sofort los. Kein Bemühen, kein Kampf, kein bisschen Hoffnung.

Das kleine Fünkchen Liebe für Joshua, das noch in ihr brennt, würde allmählich erlöschen, spätestens in den Weiten Kanadas. Sie hatten gemeinsam eine ideale Konstellation hinbekommen und ihren Arbeitgebern fünf Wochen Urlaub abgerungen. Nun würde sie wie gebucht nach San Francisco fliegen, dort zwei Tage Sightseeing, mit dem Camper nach Vancouver, ihn gegen einen kanadischen tauschen, weiter bis hinauf nach Dawson City, die alte Goldgräberstadt im Yukon, und von Whitehorse mit dem Flieger wieder zurück. Ein Deutscher, den sie übers Internet ausfindig gemacht hatten, würde den Camper in Whitehorse übernehmen und damit nach Vancouver zurückfahren. Alles war mit Joshua durchgeplant und mit dem Camperverleih vereinbart. Nun wird sie den schweren Truck-Camper selbst steuern, alles alleine durchziehen. Die Zeit war reif für eine Herausforderung. Unterwegs würden die Kratzer der gescheiterten Beziehung verschwinden. Sie würde auf die gerade Linie des Lebens zurückfinden.

Als Sophie mit ihrem viel zu schweren Rucksack viel zu früh am Counter der Airline steht und dem Stuart ihr Ticket nach San Francisco in die Hand legt, ist ihr, als würde sie in ein neues Leben eintauchen. Noch nie hatte sie eine Reise allein gemacht. Klar, mal mit dem Auto irgendwo an die Ostsee, aber keine Flugreise und schon gar keine Fernreise. Herausforderungen annehmen, das war schon immer ihre Devise, geht jedoch trotz Yoga und anderen Entspannungstechniken unverändert mit Aufruhr in der Magengegend einher.

Sie blickt auf die Tafel mit den Flugzeiten und Abfluggates. Ihr Flug hat dreißig Minuten Verspätung. Wie von unsichtbaren Mächten bewegt, verschwindet ihr riesiger Rucksack durch den schwarzen Kunststoffvorhang. Ein Vorgang, den sie mit Unbehagen beobachtet, weil sich da etwas ihrer Kontrolle entzieht.

Kapitel 4

Joshua packt seinen kleinen Rucksack. Er hat ein neues Ticket nach San Francisco gekauft – Last Minute und einen Tag später als das von Sophie gebuchte. Er hat seinen Eltern und seinem Freund eine SMS geschickt, dass er die USA-Kanada-Reise nicht anträte, weil es mit Sophie aus ist, und dass er für eine Woche irgendwo ans Meer führe. Seine Eltern, die einen Schlüssel für seine Wohnung haben, mögen sich bitte um Wanda und Bruce Lee kümmern. Als er in der Warteschlange am Flughafen steht, überkommt ihn eine fast unerträgliche Tristesse. Er geht leicht gebeugt unter der Last seines kleinen Gepäcks. Seit er seine Muskeln nicht mehr trainiert, ist er noch schlaksiger geworden. Er fühlt sich verloren zwischen all diesen Menschen, mit denen er nichts tun hat, fühlt sich so anders, so weit weg von allen und von allem. Einzig der alte Mann vor ihm erscheint ihm nah, nah in seiner Zukunftsaussicht. Auch er wartet im Grunde genommen nur noch auf seinen Tod. Und er schaut Joshua immer wieder an, als würde er erraten, was ihn ihm vorgeht.

Er legt seine Hand auf Joshuas Schulter. „Was ist los Kumpel? San Francisco is doch 'n fröhliches Ziel. Und du schaust, als ob du ins Boot Camp geschickt wirst.“ Joshua schweigt hartnäckig und der Alte tippt ihn an: „Du hast doch noch so viel vor dir, du Jungspunt. Hey, lächle!“

Joshua lächelt müde.

„Nimm dir 'n Beispiel an mir!“ Er grinst. „In zwei Tagen heirate ich meine Freundin, die ich bei der letzten USA-Reise kennengelernt habe.“ Verschmitztes Zwinkern. „Sie ist nur ein ganz kleines bisschen jünger als ich und sieht prächtig aus.“

Joshua wird kalt, seine Brust schnürt sich zusammen.

Der Alte schmunzelt. „Jetzt fragst du dich, wie alt wir wohl sind, was? Na rate mal!“ „Keine Ahnung“, entgegnet Joshua matt.

„Also ich zähle fünfundachtzig Jährchen und meine Geliebte ist fünfundfünfzig. Noch echt knackig.“

Joshua lächelt gequält. „Na, dann alles Gute“, presst er heraus und hofft auf eine zügige Abfertigung. Er blickt auf die Uhr. Es ist viertel nach elf. Die Zeit will nicht verstreichen. Gefühlte Lichtjahre später legt er endlich Ticket und Pass auf den Counter der Airline. Die junge Frau – rappelkurze blonde Haare, schmales Gesicht, seewassergrüne Augen – lächelt ihn freundlich an. Joshua möchte wegrennen, weg, irgendwohin, wo es keine Frauen gibt, die ihn an Sophie erinnern, keine durchgeknallten Alten, keine frisch Verliebten. Er wünscht sich eine Einzelkabine im Flieger, die völlige Isolation und eine komplett gelöschte Festplatte

im Kopf. Alle Menschen, ihn selbst einbegriffen, sind für ihn die Hölle.

„Hi“, sagt der junge Mann, der sich neben ihn setzt, kaum dass sich Joshua schwer in seinen Sitz am Fenster hat fallen lassen.

„Hi“, erwidert er leise, den Blick eilig zum Fenster wendend.

Er legt die Hände auf seinen eingefallenen Bauch, der zurzeit keinerlei Futter aufnimmt, und streicht über seinen Drei-Tage-Bart. Das sonst so ersehnte Sonnenlicht, das durch das Bullauge des Fliegers fällt, erscheint ihm heute unverschämt grell, geradezu aufdringlich optimistisch und unpassend für sein Leben.

„Ich bin Mark“, spricht ihn der Typ neben ihm an. Ein Sitzriese mit schütterem blonden Haar, modisch-spießig nach hinten gegelt, mit Humphrey-Bogart-Blick.

Joshua mustert ihn kurz, schätzt ihn etwas älter als sich selbst. „Bin Joshua“, antwortet er tonlos.

„Nice to meet you“, gibt Mark mit coolem Blick zurück.

Lange ist Schweigen und Joshua dankt es seinem Flugnachbarn. Doch als sie in der Luft sind, spricht ihn Mark wider an: „Was treibt dich nach Frisco?“

Joshua erschrickt. Er hatte es versäumt, sich über eine Antwort Gedanken zu machen, und sucht krampfhaft nach passenden unverfänglichen Worten. „Bin Touri“, erwidert er nach kurzer Pause.

„Blanker Neid“, gibt sein Nachbar geziert zurück, vergeblich auf eine Frage wartend. „Ich muss arbeiten“, stöhnt er gekünstelt mit zusammengepressten Lippen. „Aber ist okay, ich liebe meine Arbeit.“ Wieder wartet er auf Joshuas Nachfrage, um dann ungeduldig nachzuschieben: „Schreib’ für’n Reiseführer – Dumont Verlag.“

Joshua durchfährt es wie ein Messerstich. „Aha“, presst er heraus.

„Geile Stadt. Die flasht. Echt cooler Job. Gleich nach ’m Studium bekommen, vor ’nem Jahr. Ging alles ratzfat. Hätte ich nie gedacht.“

Joshua fällt in sich zusammen wie ein gesprengtes Haus, das ausgedient hatte. Das erniedrigende Gefühl der Unterlegenheit zermalmt ihn förmlich. Wut steigt in ihm auf, über das verdammte Mitteilungsbedürfnis dieses aufgeblasenen Steilstarters. All die Gefühle, die ihn so aus der Fassung bringen, wirbeln in ihm herum. Ja, es ist an der Zeit zu verschwinden, denkt er.

Kapitel 6

Joshua steigt benommen aus dem Flieger. Es gießt im Land der Sonne. Sein Nachbar verabschiedet sich mit gut gemeinten Wünschen und verschwindet in der Menge, die sich zu den Pass-, Körper- und Zollkontrollen wälzt. Wie von einer Welle wird Joshua vorwärts gespült, erwacht wie aus Trance vor der Passkontrolle. Er lässt das langwierige Ankunftsprozedere über sich ergehen und schleppt sich mit schweren Beinen, unter der dämpfenden Wirkung des Rotweins, den er sich im Flieger gegönnte hatte, zur

Gepäckausgabe. Nach zwei verpennten Runden, bei denen sein Rucksack immer wieder davonkreiste, packt er ihn schließlich und zieht ihn kraftlos vom Band. Nach einigem Suchen findet er den richtigen Busterminal, zieht schnell eine Zigarette durch und steigt ein. Er erwischt einen Fensterplatz, sodass er den Kopf an die Scheibe lehnen kann. Regen taucht die Stadt in düsteres Grau. Er schaut aus dem Fenster auf den aufgewühlten Pazifik, in dem Bedürfnis, von ihm davongespült zu werden wie ein toter Fisch, aus dem die Möwen die besten Happen gepickt haben.

Ist doch eigentlich nicht sehr viel mehr als Wasser zu Wasser, sagt er sich. Achtzig Prozent Wasser – das ist der Mensch, dazu 'n paar Pfund Knochen, Eiweiß, Mineralien und Scheiße. Und nicht zu vergessen die vielen Bakterien, die sich im Darm tummeln. Also worin besteht eigentlich die Wandlung beim Übergang vom Leben zum Tod? Die Bakterien überleben den Aufprall auf die Wasseroberfläche, Knochen, Herz und Hirn nicht.

Joshua hatte von Deutschland aus ein Einzelzimmer im HI San Francisco Fisherman's Wharf Hostel gebucht. Er hat keine Lust, in einem Gemeinschaftsraum mit fremden Schnarchern und Furzern zu nächtigen. Er braucht einen Schutzbunker für seine beschädigte Psyche. Es ist nicht gerade die Preisklasse für einen Arbeitslosen, aber es gibt ja nichts mehr, wofür er Geld braucht. Ein seltsames Gefühl durchfährt ihn bei dieser Feststellung. Und als er sein Zimmer betritt, weiß er, warum er genau dieses bekommen hat: Er blickt geradewegs auf die roten Pfeiler der Golden Gate Bridge, die aus dem Nebel emporragen wie durch einen Trauerschleier. Diese Brücke, über die James Bond und andere Hollywoodstars geturnt waren und von der sich bereits tausende Menschen hinabgestürzt hatten, würde auch ihm nun einen spektakulären Abgang verschaffen. Bedeutend, heldenhaft und unvergessen. Ein echter Kerl zwischen Millionen weichgespülten Normalos, die gebeugt durchs Leben schleichen. Während er das denkt, erwischt er sich dabei, wieder sentimental zu werden, eine Puccini-Oper inszenieren zu wollen, mit dem Sprung ins Meer ein Meer von Tränen erzeugen zu wollen. Was soll's, sagt er sich, einmal im Leben darf man Größenwahnsinnig sein, einmal im Leben sollte man Mut zeigen, einmal Ernst machen mit dem Leben und es glamourös beenden, anstatt auf die Demenz zu warten.

Er lässt seinen Rucksack auf den Boden sinken und wühlt die Packung Marlboro aus seiner Jackentasche. Eigentlich ist es ein Nichtraucherzimmer, aber was hat er zu befürchten. Morgen ist er ohnehin schon über 'n Jordan. Er öffnet dennoch das Fenster.

Feuchte, kühle Abendluft weht herein, streicht über sein Gesicht. Ihn fröstelt. Er lässt sich aufs Bett fallen, lauscht dem Klappern von Türen auf dem Gang und dem Rauschen der Toilette im Nachbarzimmer. Irgendwann nickt er erschöpft ein, wird vom Nebelhorn geweckt. Ein kurzer Blick zur Uhr – es ist halb acht –, dann aus dem Fenster. Die Sonne senkt sich über die nun vom Nebel freigegebene Brücke und bringt das Rot ihres Anstrichs zum Glühen. Joshuas Gedanken werden zu Sophie hingezogen, sein Herz ein schwerer Sack voller Wehmut. Plötzlich wieder die Bitterkeit angesichts ihres jähen Abbruchs der Beziehung, die ihn immerhin zwei lange Jahre in Treue festgehalten hatte. Das war keine Selbstverständlichkeit.

Joshua erhebt sich langsam, schleicht aus dem Zimmer, geht hinaus um die Ecke zum Liquor Store und besorgt sich eine Flasche Rotwein. Er trinkt sie halb leer, fischt sein abgeschaltetes Handy und den Zettel mit seinem Namen, seiner Adresse und seiner letzten Botschaft aus der Jackentasche. „Bitte seid mir nicht böse, aber für mich ergibt das Leben nur noch den einen Sinn, es zu beenden. Bitte sorgt für Wanda und Bruce Lee.“ Er klebt den Zettel mit Tesa-Band ans Handy und schiebt es neben einer orangefarbenen Plastiktüte in seine Jackentasche zurück. Das Handy würde er nach der Aufnahme des Selfies in der Plastiktüte am Brückengeländer festbinden.

Er geht früh ins Bett, kann jedoch nicht in den Schlaf finden. Seine Gedanken kreisen penetrant durch sein Hirn, bringen alles in ihm in Aufruhr. Wie würde es sich anfühlen? Würde der Aufprall schmerzhaft oder wäre er sofort tot?

Kurze Momente der Entschlossenheit wechseln sich ab mit purer Angst vor der Endgültigkeit seines Plans. Gedanken an seine Eltern werden abgelöst von denen an Sophie und dann – an die große Frage nach dem Danach. Ist der Tod ein Nichts? Erlischt die Seele? Joshua war bei seinen oberflächlichen Betrachtungen immer davon ausgegangen. Nun fragt er sich, ob es da noch etwas gibt. Ist da ein schwarzes Loch oder vielleicht ein Jenseits? Ein hämisches Grinsen huscht über sein Gesicht. Ein Jenseits, in dem perfekt gebaute Frauen mit gold-blondem Haar, weichen runden Brüsten und Schlafzimmerblick in bedingungsloser Hingabe auf ihn warten? Ja, es gibt tatsächlich Menschen, die solchen Schwachsinn glauben! Leben ist Leben und Tod ist Tod, eben nicht mehr Leben. Dem ist nichts hinzuzusetzen.

Dann ereilen ihn ganz nüchterne Überlegungen zum Tauchen. Was, wenn er den Sturz aufs Wasser doch überleben würde? Kämen ihm seine Taucherfähigkeiten in den Weg? Würde er statt zu ertrinken einfach wieder nach oben spülen, tief Luft holen und von irgendwelchen Schaulustigen aus dem Wasser gefischt? Er beruhigt sich. Diejenigen, die das überlebt haben, kann man an einer Hand abzählen.

Damit versucht er einzuschlafen, wälzt sich jedoch von Seite zu Seite, bis er um vier Uhr morgens schließlich den Kampf aufgibt und aufsteht, um dem Gezeter in seinem Kopf zu entfliehen.

Er zieht seine Arbeits-Latzhose und einen schwarzen Pullover aus dem Rucksack. Es ist die Hose, die Sophie so lächerlich fand. Er steigt hinein, den Latz über den Pulli und seine Outdoor-Jacke darüber. Mit einem Gefühl nie zuvor empfundener Entschlossenheit macht er sich auf, zum Sprungbrett der Lebensmüden. Er fühlt sich ihnen verbunden, den von Dämonen verfolgten, den Hoffnungsbefreiten, die aus den Katakomben ihres miesen Lebens stiegen und es vor ihm gewagt hatten. Das gibt ihm Kraft.

Er schraubt sein Handy an den Selfie-Stick. Es wird ein Foto geben von ihm auf der goldenen Brücke, kurz vor dem Sprung in die Fluten des Pazifiks. Und das will er Sophie schicken. Es soll ihr wehtun. Sie soll spüren, was sie angerichtet hatte.

Kapitel 7

„Wake up, little Susie, wake up“, tönt es aus Sophies Handy-Wecker. Sie schießt aus dem Tiefschlaf hoch, knallt mit dem Kopf an die niedrige Decke oberhalb des Betts über der Fahrerkabine. In ihrem Kopf breitet sich ein dumpfer Schmerz aus. Verdammt, denkt sie, ihren Kopf befühlend, der schwillt bestimmt auf die doppelte Größe an.

Sie macht Licht, setzt sich vorsichtig auf und lässt den Blick über die beigefarbenen Kunstholz-Einbauschränke und die plüschig-beige-braune Sitzecke des Campers schweifen. Warum müssen die Dinger immer so hässlich sein, fragt sie sich müde. Man bekommt ja Depressionen! Sie quält sich aus dem Bett, spürt die Müdigkeit einer von zahlreichen Wach-Grübelphasen gestörten Nacht in den Knochen und öffnet die Tür zu der winzigen Badezimmerkabine. Mehr hoch als breit, aber zum Glück ist sie ja nicht so fett wie die meisten Amerikaner. Keine Ahnung, wie die sich hier waschen und aufs Klo gehen, ohne sich blaue Flecken zu holen, denkt sie sich.

Sie schaut in den Spiegel, sagt sich lächelnd „der Kopf wie 'ne Ananas“ und presst die in alle Richtungen stehenden Haare vorsichtig auf ihren schmerzenden Kopf. Ist doch egal, bin ja die Einzige, die drauf guckt, beruhigt sie sich.

Bei diesem Gedanken geht eine Spannung durch ihren Körper. Sie, Sophie – mit null technischem Verständnis, null Erfahrung mit dem Steuern eines Trucks und dem Wechseln eines Reifens, dem Anschließen einer Propangasflasche – ganz allein unterwegs auf einsamen Straßen. Ihr ist ein bisschen mulmig.

Nach der Dusche muss sie erstmal das Klo trocknen. Es befindet sich leicht versetzt darunter und steht nun in einer Pfütze. Das Herausziehen von Kleidung aus den oberen Fächern des Campers ist für sie pures Stretching. Platzsparend ist alles übereinander angeordnet.

Geduscht und gedehnt sitzt sie in Cargohose und lockerem Pullover am Tisch der beigegemusterten Sitzecke und löffelt ihr Müsli. Ihr Appetit ist mäßig, aber sie ermahnt sich zur Vernunft. Gerade nach einem fetten Jetlag und in labiler psychischer Verfassung sollte man gut frühstücken.

...

Die kühle Morgenluft strömt verheißungsvoll in ihre Lunge. Der Himmel zeigt ein erstes schwaches, noch farbloses Licht. Sophie schließt die Tür zur Fahrerkabine auf, schwingt sich hinauf und zieht die schwere Tür ins Schloss. Sie stellt das Navi auf Golden Gate Bridge und dreht den Zündschlüssel um. Der satte Klang der Dreikommafünf-Liter- Maschine dringt herausfordernd in ihre Ohren. Und diesmal kommt sie gut los, rollt ohne Stocken vom Platz auf die Straße hinaus.

Die Stadt erwacht langsam, der Verkehr kommt ins Rollen, mit Sophie dazwischen, in ihrem viel zu großen Truck mit dem Schlafzimmer über dem Kopf. Sie muss die gesamte Stadt durchqueren. Die ersten Frühschichtler und Pendler sind bereits auf den Reifen. Es dauert

länger als gedacht, und die Sonne wirft bereits ein zartes rosa Licht an den Himmel. Halb sechs zeigt die Uhr an und Sophie presst die Lippen zusammen, das Foto von der Brücke vor der aufgehenden Sonne vor ihrem inneren Auge. Auf dem Highway gibt sie Gas. Der Tacho überschreitet die erlaubte 65-Meilen-per-Stunde-Marke.

Kapitel 8

Joshua tritt in den dunklen, kühlen Morgen hinaus. Seine Schritte sind kraftvoll wie noch nie, sein Körper aufrecht, keine Spur von Müdigkeit mehr. Die Stadt schläft noch. Er schnappt sich ein Taxi. Die Fahrt geht über die Marina. Im Dunkel erahnt er den Pazifik – sein Ziel. Vor der Brücke steigt er aus, bleibt andächtig stehen und entfacht mit getragener Geste eine Zigarette. Die Letzte, sagt er sich kurz lächelnd. Die letzte Kippe, die letzten Gedanken und dann der letzte Atemzug.

Nur ein tief liegender Dunstschleier bedeckt das Meer und den Sockel der Pfeiler. Die Brücke liegt jetzt frei und einladend vor ihm, die Sonne kriecht tieforange über die sanften Hügel der Bucht. Sie scheinen sich vor ihm und seinem Plan zu ducken. Melancholie erfasst ihn. In den Filmen „Star Trek“ und „Superman“ hatte er die Golden Gate bereits bewundert. Aber nun live vor ihm, mit dem Plan seines Ablebens, das war der Hammer. Golden ist keine schöne Verklärung, denkt er, nein, sie ist es tatsächlich, hier in der aufgehenden Sonne. Wie Harfensaiten hängen die Seile an den dicken Eisenkabeln herab, halten Fahrbahn, Rad- und Fußgängerweg in eleganter Leichtigkeit zwischen den gigantischen Pfeilern.

Joshuas Blick gleitet über die rosa-violett getünchten Hügel der San Francisco Bay. Die Klänge von Charles Gounods „Romeo und Julia“, die er als Junge so gern hörte, schwingen plötzlich wieder in ihm wie die Wellen des Meeres vor ihm. Doch je mehr er sich nähert, desto schärfer durchschneidet das durchdringende Kreischen der Möwen diese sanfte Schwermut. Er spürt sein Herz schlagen. Der Takt der Zeit, die für ihn zu Ende geht.

Der Wind schlägt ihm die Kapuze an den Kopf und wirft ihn in die Realität. Er zieht den Reißverschluss seiner Allwetterjacke hoch bis unters Kinn, zieht die Kapuze über den Kopf und setzt, jeden Schritt bewusst spürend, einen Fuß vor den anderen. Der Gehsteig ist gerade geöffnet worden. Unbeeindruckt passiert er das Schild mit der Aufschrift „Krisenberatung – Es gibt Hoffnung – ruf an – die Konsequenzen eines Sprungs von dieser Brücke sind fatal und tragisch.“ Er zieht sie über, den Reißverschluss seiner Allwetterjacke hoch bis unters Kinn und setzt, jeden Schritt bewusst spürend, einen Fuß vor den anderen. Der Gehsteig ist gerade geöffnet worden. Vor ihm das Schild mit der Aufschrift „Kristenberatung – Es gibt Hoffnung – ruf an – die Konsequenzen eines Sprungs von dieser Brücke sind fatal und tragisch.“ Ja, genau! Das ist es, was er will – Untergang! Tragik!

Als er die Brücke betritt, spürt er förmlich den Sog der Strömung unter sich. Die Wellen des Pazifiks knallen erbarmungslos an die Pfeiler, der Wind pfeift ihm ungnädig in die Ohren,

presst ihm die Haut auf die Wangenknochen, reißt seine Seele auf. Er taumelt, fängt sich, hält sich am Geländer fest. Nur brusthoch, vermag es den Entschlossenen nicht vom Sprung abzuhalten.

Joshua wird übel. Er zögert, geht weiter, hält wieder inne. Die ersten Autos rauschen an ihm vorbei und mit ihnen der ganz normale Wahnsinn, die Gehetzten darin, mit den Plänen für den Arbeitstag in ihren wirren Schädeln, die nichts rafften, nichts kapieren von dem, was hier vorgeht.

Für einen Moment stellt er sich vor, wie Sophie neben ihm anhält, aus dem Auto springt und ihre Arme um ihn schlingt. Schließlich reißt er sich, in einem Anflug von Wut über die von ihr so radikal vollzogene Trennung, die Jacke herunter, lässt sie auf den Boden fallen, schlottert erbärmlich in seinem dünnen Pullover unter seiner Latzhose. Er hebt den Selfie-Stick an, zieht ihn weit heraus, während er seinen Rücken fest ans Geländer presst. Doch eine heftige Böe schlägt ihm das Handy an den Kopf. Es kippt an seinem Ohr vorbei und nach hinten. Er versucht es vergeblich wieder nach vorne zu holen, aber es gleitet ihm aus der zittrigen Hand und versinkt unter ihm in den aufgewühlten Fluten des Pazifiks. Nichts gelingt ihm, nicht mal der angemessene Abgang, denkt er, den Blick aufs Wasser gesenkt.

Der Wind zerrt an seinem Haar, an seinem Hemd. Er umfasst das Geländer jetzt fest mit beiden Händen. Sein Herz rast, sein Mund ist trocken und rau wie Sandpapier, seine Beine schlottern haltlos und schlapp wie lose eingehängt an seinem Rumpf. Alles an und in ihm zittert wie Espenlaub. Jetzt muss du's tun, spricht er sich Mut zu, sonst verreckst du im Elend deiner Unentschlossenheit, im Heer der Versager.

Unter ihm die Wellen, in seinen Ohren der Wind und die Motorengeräusche des langsam zunehmenden Verkehrs. Jemand schreit. Es prallt an ihm ab wie der Wind. Joshua nimmt innerlich Anlauf, aber den seitlichen Einhandsprung, den er unzählige Male über Zäune gemacht hatte, schafft er nicht mehr. Er ist zu schwach. Und so packt er das Geländer, zieht sich mühsam hoch und rollt bäuchlings darüber. Er dreht sich zitternd um, die Hände rückwärts ans Gitter gekrallt. Nie zuvor gekannte Höhenangst, Schwindel, Panik – Kampf gegen die Angst. Ein Schritt vorwärts. Sein Arm ist jetzt bis zum Anschlag nach hinten gestreckt. Loslassen, schreit es in ihm. Er löst eine Hand vom Geländer. Das Quietschen von Bremsen mischt sich in das Fauchen des Windes. Er lässt die zweite Hand los, schwankt vorwärts. Freier Fall, sagt eine Stimme in ihm.

Kapitel 17

Sophie wirft einen letzten Blick auf die Wetter-App. Morgens sonnig, bis zum Abend heiter bis wolkig, in der Nacht Gewitter. Sie würde zum Abend spätestens wieder zurück sein, ihren Platz hatte sie als belegt gekennzeichnet. Mit einem inneren „Okay“ faltet sie ihre Karte vom Clearwater Valley zusammen und steckt sie in die Seitentasche ihrer neuen Softshell-Jacke – dunkelgrün, die perfekte Tarnfarbe in den kanadischen Wäldern. An ihrem Rucksack, gefüllt mit zwei Wasserflaschen, Energie-Snacks und Nüssen hängt eine kleine Glocke. Ihr Gebimmel soll die Bären vor dem Menschen warnen, sodass es nicht zu einer Überraschungsbegegnung kommt. In der Jackentasche verstaut sie einen Kompass, das Bärenspray steckt sie in die große Beintasche ihrer Cargohose und die Kamera in einer wasserdichten Tasche hängt sie sich über die Schulter. Dabei schiebt sich kurz das Bild des Rangers vor ihr inneres Auge. Energisch besinnt sie sich auf ihren Vorsatz, das Leben jetzt erst einmal alleine zu meistern, diese Reise als eine Prüfung anzunehmen. Sie ist nicht gerade das, was man entspannt nennen könnte, aber dennoch voller Freude auf Flora und Fauna, auf das Wandern mit kleinem Abenteuerkitzel. Das Wetter könnte nicht besser sein und die Strecke ist überschaubar. Erstmal klein anfangen, sagt sie sich, ist bis zum Pyramid Campground gefahren, um sich von dort auf den neuneinhalb Kilometer langen Weg zu den Majerus Falls am Murtle River zu machen. Es ist halb neun, als sie auf dem Trail ist. In der Nähe der Dawson Falls trifft sie noch auf weitere Wanderer. Doch als das Rauschen des Wasserfalls immer weiter in den Hintergrund rückt und es schließlich still ist, trifft sie keinen Menschen mehr an. Die Sonne wirft ihr Morgenlicht in schmalen goldenen Streifen in den Dunst des Waldes und der schwere Duft der Tannennadeln, die den Boden bedecken, füllt Sophies Lungen. Eine tiefe Zufriedenheit breitet sich in ihr aus und vertreibt all ihre Ängste. Sie vertraut sich der Wildnis an, befestigt die Bärenglocke erst einmal so an ihrem Rucksack, dass sie die Stille nicht stören kann.

Ganz im Hier und Jetzt, der Kopf vom Denken befreit, setzt sie jeden Schritt bewusst spürend auf dem federnden Waldboden auf. Die sanften Hügel vor ihr sind bedeckt mit hohen Tannen, Fichten und Zedern. Ein üppiges Wuchern, wohin ihr Blick fällt. Alles strotzt vor Wachstum und Farbe. Nirgends lässt sich der Lauf des Lebens besser beobachten als hier im Wald, denkt sie, während ihr Blick über leuchtend grüne Moose, über Pilze und Pflanzen schweift, die der harten Baumrinde und sogar den Felsen ihre Nahrung abringen. Sie verwerten die Überreste des beendeten Daseins, schaffen nahtlos den Übergang vom Tod ins nächste Leben, von unergründlichen Kräften getrieben.

Sophie schaut, berührt, benennt jede kleine Pflanze, die sie wiedererkennt, bewundert kleine Blüten, Gräser, die aus Felsspalten heraus ans Licht streben, kunstvoll gedrehte und aufgespaltene Baumstümpfe und vermodernde Äste, die moosüberzogen, wie in grüne Pullover gewickelt, kreuz und quer entlang des Weges liegen. Hier und dort rieselt Wasser an einem Hang hinunter und gluckert in die Stille hinein. Dort, wo sich der Wald zu einer Lichtung hin öffnet, zeigt sich die Sonne und wirft ihr blendend-gelbes Licht herab.

Gelegentlich gibt der Wald den Blick auf den Pyramid Mountain frei, der sich symmetrisch aus einem flachen Plateau emporreckt. Sophie sinkt in eine geradezu mystische Stimmung. Sie denkt an nichts, das nicht real ist, an nichts, das sich nicht ihren Augen offenbart. Eine innere Wärme, eine tiefe Liebe zu dem, was diese Erde ausmacht, erfüllt sie. Kein Kunstwerk kann dieses Gefühl ersetzen, keines ist stärker und erfüllender als die Natur selbst, sagt sie sich und setzt langsam und fest einen Fuß vor den anderen. Es geht jetzt leicht bergauf und sie wischt sich erste Schweißtropfen von der Stirn. Es ist lange her, dass sie gewandert ist. Sie hat zu viel hinter dem Bildschirm gesessen und sich nur theoretisch mit der Natur beschäftigt, muss wieder Kondition in ihren verweichlichten Körper bringen.

Schwitzend, in gleichmäßig moderatem Tempo wandert sie in nördlicher Richtung über Baumwurzeln und Felsen, und ihr Biologinnenblick bleibt voller Begeisterung auf Stinkkohl und Igelkraftwurz mit seinen großflächigen Blättern hängen. Langsam nähert sie sich dem Berg. Es geht immer steiler aufwärts. Der Pfad umkreist die Nordwestflanke und führt durch dichten Wald. Nur das vereinzelte Zirpen eines Vogels, hin und wieder der ferne Schrei eines Adlers, das leise Murmeln eines Bachs, sonst nichts, absolute Geräuschlosigkeit.

Dann hält Sophie abrupt an, schaut entsetzt vor sich auf den aufgeweichten Boden in einer Senke, auf die Abdrücke darin. Ein Ballen mit vier Zehen. Die markanten Merkmale von Bären- und Wolfsspuren hatte sie sich eingepägt, aber diese hier entsprechen keiner von beiden. Was sie entdeckt hat, sind eindeutig die Abdrücke von Katzenpfoten, allerdings in Übergröße. Ihr Atem stockt. Ein Puma? Ja, es gibt sie in diesem Gebiet, aber nur in kleiner Anzahl. Und ausgerechnet sie soll nun, allein, wie sie ist, diesem gefährlichen Jäger begegnen?

Plötzlich ist sie mitten drin in ihrer Prüfung. Reale Gefahr statt cooler Outdoor-Romantik mit Abenteuer-Touch. Warum, fragt sie sich, das hier, gerade jetzt, wo sie, Sophie, hier entlang wandert? Leider ist keiner da, der ihr die Verantwortung für alles Weitere abnehmen kann. Sie ringt mit sich, mit ihrer Situation, die sie selbst heraufbeschworen hat. Gottähnliche Geschöpfe, die das Leben lenken, sind ihr so fremd wie spirituelle Kräfte. Es gibt niemanden, den sie zu Rate ziehen kann. Ganz allein, auf sich selbst vertrauend, muss sie entscheiden, was sie tut.

Sie zieht ihr Handy aus der Seitentasche des Rucksacks und stellt wie befürchtet fest, dass sie hier keinen Empfang hat. Schließlich gibt sie sich einen Ruck. Mit entschlossener Bewegung löst sie das Bändchen, das ihre Bärenglocke am Stoff fixiert hat, sodass sie ihren hellen Klang in die angespannte Stille abgeben kann. Mit immer noch leicht zögernden Schritten bewegt sie sich bis zur Biegung des Pfades. Dahinter teilt sich der Weg in zwei Stränge. Welchen soll sie nehmen? Auf dem Gekennzeichneten entdeckt sie wieder die Spuren der Raubkatze. Der ist also gestrichen. Die Wanderung abbrechen oder einen der anderen Wege nehmen?

Sie steht still, sieht sich um, versucht ihren Atem zu beruhigen, zieht ihren Kompass aus der Tasche und entscheidet sich schließlich dafür, den nicht gekennzeichneten Pfad zu nehmen, der anscheinend auch nach Norden führt. Noch etwas zögerlich folgt sie dem Weg, der jetzt

leicht hinabführt. Ihre Aufmerksamkeit liegt ganz bei den Geräuschen des Waldes und der Himmelsrichtung, in die sie geführt wird. Immer wieder blickt sie auf den Kompass, auf die Wanderkarte, auf die Uhr. Sie folgt dem Weg um eine weitere Biegung herum und bekommt Zweifel daran, dass sie sich tatsächlich auf dem dort eingezeichneten Pfad befindet. Ihr Blick gleitet über die von einem Pelz aus Moos überzogenen Felsen am Boden, über den Sand vor ihren Füßen. Sie späht zwischen die mächtigen, mit rauer Borke ummantelten Stämme der Zedern und Tannen. Bären hinterlassen mit ihren messerscharfen Krallen gern Spuren an den Bäumen. Sie markieren ihr Revier, stecken so ihr Terrain ab. Aber nichts Auffälliges gerät in Sophies konzentriert alle Details der Umgebung scannenden Blick. Nur die Richtung macht ihr Sorgen. Der Weg führt nicht mehr nach Norden, sondern in westliche Richtung.

Sie hasst es aufzugeben. Sie möchte nicht umkehren. Und sie fühlt sich unbehaglich, wenn etwas nicht nach Plan läuft. Eine unangenehme Anspannung durchzieht ihren Körper. Ihr Herz schlägt schneller, ihr Atem geht heftiger. Sie blickt sich um, horcht, geht gebremst weiter. Eine Welle aus Angst und Unsicherheit rollt auf sie zu. Sie ermahnt sich zur Besonnenheit. Sie muss bestehen, muss das hier meistern, ohne Panik.

Sie hält kurz inne, wischt Schweiß von ihrer Stirn und verharrt auf der Stelle. Schließlich dreht sie um, die Hände zu Fäusten ineinander gepresst. Es kann nicht der richtige Weg sein und es ist bereits Mittag, sagt sie sich verzeihend. Es ist kein Aufgeben, es ist pure Vernunft und eine klare und gute Entscheidung. In ihren Schritten liegt Gewissheit, das Richtige zu tun. Die Abzweigung ist bald erreicht und sie beschließt, den ausgewiesenen Weg zu den Wasserfällen zu nehmen, trotz Pumaspuen. Neuer Mut keimt in ihr auf, genährt von Vertrauen. Sie geht zügig und wachsam und mit jedem Schritt nimmt ihre Angst ab. Auf der Straße ist es sicher gefährlicher, sagt sie sich. Pumas sind wie alle Wildtiere scheu. Sie greifen an, wenn sie überrascht werden, und das kann sie mit ihrem Glöckchen am Rucksack vermeiden. Sie würde ruhig bleiben, nicht die Nerven verlieren, wenn sich das Raubtier zeigen sollte. Sie würde langsam den Rückzug antreten, ohne ihm in die Augen zu gucken.

Nach einigen weiteren Kilometern trifft sie endlich wieder auf Menschen. Sie atmet auf, ist nun doch froh, ihres Gleichen anzutreffen. Kurzer Austausch, Bestätigung der Richtung, Warnung vor dem Puma. Dann ist Sophie wieder allein mit sich und der Natur. Und sie stellt fest, dass sie kein einziges Foto gemacht hat. Sie hat es schlichtweg vergessen.

Nach etwa vier Stunden Marsch und einer kleinen Pause erreicht sie den Murtle River, der sie nun mit seinem, in beachtlichem Tempo dahinströmenden glasklaren Wasser begleitet. Der schmale Pfad fällt langsam ab, entlang der Nordseite des Pyramid Mountain, vorbei an Tümpeln aus Lavagestein, voller Holzstämme und Zweige. Er mäandert durch die Wildnis, über eine klapprige Brücke, von der aus man in wild sprudelndes Wasser blickt. Feuchtigkeit legt sich auf Sophies Haut, ihr Atem geht schwer. Aber sie fühlt sich stark und zufrieden mit sich und ihrer Umgebung.

Die Sonne steht im Zenit. High noon, schießt es durch ihren Kopf. Die Bilder des Western laufen vor ihrem inneren Auge ab und sie lächelt still in sich hinein. Doch ihr Lächeln gefriert, als sie beim Blick zum Himmel Kumuluswolken entdeckt, auch wenn diese noch weit entfernt sind. Sie setzen sich wie dicke Wattebäusche vom blauen Himmel ab, rollen ihr entgegen. Sie beschleunigt ihr Wandertempo. Noch einmal will sie nicht umkehren, nicht, bevor sie ihr Ziel erreicht hat.

Ein zunächst fernes Rauschen wird nun deutlicher, drängt sich in die Stille. Ihre Augen weiten sich. Der Geruch von feuchter Erde und Wurzeln steigt in ihre Nase. Ein feiner Schleier aus glitzernden Wassertropfen umgibt die Felsen. Kristallklares Wasser tost im Sonnenlicht in einem glitzernden Sprühnebel abwärts, umspült dabei einen Felsen, um sich dahinter wieder zu einem einzigen Strom zusammenzufinden. Die Majerus Falls. Sophie hat ihr Ziel erreicht, vergisst die Gewitterwolken und genießt den Anblick der Naturgewalten. Dieser Wasserfall beeindruckt nicht durch seine spektakuläre Höhe, sondern durch seine Schönheit, die von keiner Touristenkamera erfasst wird. Kein Mensch außer Sophie, nur sie und der Fluss, die Lichtflut, die Felsen, der Wald. Und – hoch über ihr ein Weißkopfadler. Sie beobachtet voller Bewunderung den majestätisch dahingleitenden Vogel, bis er hinter den Tannen verschwindet, und wendet sich dem Fluss zu. Sie blickt eine lange Weile wie hypnotisiert in das weiß schäumende Wasser, fühlt sich aus der Zeit geworfen. Bis plötzlich etwas in ihr Sichtfeld gleitet, das dort so nicht sein sollte.

Kapitel 20

„So, ab ins Zelt“, sagt Joshua schließlich, nach Luft ringend.

Jerry lässt enttäuscht die Schultern sinken.

„Keine Widerrede. Rein, Indianer!“

Joshua schiebt ihn ins Zelt. Mit schlappen Bewegungen steigt Jerry aus seiner Jeans und kriecht in den Schlafsack. Joshua will noch einmal hinaus, doch Jerry hebt den Kopf.

„Kannst du mir 'ne Geschichte erzählen?“, fragt er mit bittender Miene.

Joshua erschrickt. Er schrieb früher gern Geschichten auf, las sie aber niemandem vor. Und es ist nicht das, was er jetzt tun möchte. Er würde gern stumm über den Campingplatz wandern, das Zelt im Blick, aber allein, ganz für sich, ganz in Ruhe, und er würde gern seine Gitarre ausprobieren.

„Bitte, Josh, ich kann sonst nicht einschlafen“, fleht Jerry herzerweichend.

Joshua stöhnt, fährt sich übers Gesicht. „Wir hätten Bücher kaufen sollen. Du kannst doch lesen, nicht?“

„Ich will keine aufgeschriebenen Geschichten. Die verlieren ihr Leben, hat Grandpa gesagt.“

„Okay. Ich will's versuchen. Aber keine Garantie für Spannung.“

„Ist egal. Die von meinem Großvater waren auch nicht immer spannend“, ruft Jerry aus.

Seine Augen leuchten voller Erwartung.

Joshua hängt die Campingleuchte über sich auf und setzt sich im Schneidersitz auf seine Isomatte. „Aber du musst mir fünf Minuten Zeit geben.“

„Klar.“

Joshua überlegt einen Moment. „Also ...“ Er zupft unschlüssig an seinem buschig gewordenen Bart, überlegt eine Weile. „Also, da war mal eine Krähe, oder besser ein Krähenmann namens Shua, der sang Lieder über das Glück. Die Chefkrähe schrieb die Worte auf und verpackte sie in Kekse.

„Glückskekse!“, ruft Jerry aus. „Ich war mal mit meinem Onkel in Vancouver in einem Restaurant, wo alles rot und golden war, und da gab es diese Kekse mit Papier drin. Auf meinem stand, dass in einem Haus, wo gelacht wird, das Glück kommt.“

„Das ist nett“, erwidert Joshua, vertieft in das, was er nun weitererzählen würde.

„Aber bei uns wurde nie gelacht“, sagt Jerry zaghaft.

Joshua erschrickt, rutscht ein bisschen vor und legt seine Hand auf Jerrys Schulter.

„Ist schon okay, erzähl weiter“, sagt er schnell.

„Aber der Krähenmann sang nur deshalb seine Glückslieder, weil er nichts Besseres zu tun wusste. Ihm waren, bis auf seine Freundin, alle anderen Krähen gleichgültig, und darum fand er selber auch kein Glück. Und schließlich verließ ihn seine Freundin, weil er immer nur mutlos war und alles schlecht fand. Und so wurde er immer schwächer und missmutiger. Seine Flügel hingen so schlapp an ihm herab, dass er kaum noch fliegen konnte. Mit letzter Kraft schaffte er es auf das Dach eines Hauses. Sein Kopf hing schlapp herab und machte ihn so schwer, dass er hinabstürzte. Aber kurz bevor er auf dem Boden aufschlug, wurde er gepackt ... von einem alten Krähenmann mit grauem Gefieder.“ „Aber Krähen werden doch gar nicht grau, wenn sie alt sind!“, protestiert Jerry, den Kopf anhebend.

„Hey, wer erzählt hier 'ne Geschichte?“

„Du.“ Jerry legt den Kopf wieder zurück auf das aufgeblasene Campingkissen.

„Und der alte Krähenmann hatte einen Zopf ...“

„Ein First Nation!“, rutscht es mit Begeisterung aus Jerry heraus.

„Nein“, erwidert Joshua, „bei den Krähen gibt es weder First Nations, noch Kanadier, noch Amerikaner, noch Japaner noch sonst was. Krähen sind einfach nur Krähen ... und deshalb gibt es auch keine Krähenkriege.“

„Aber manchmal jagen sie sich“, sagt Jerry.

„Ja, und sie hacken sich auch mal, aber sie ... Soll ich jetzt weitermachen?“

„Ja, ich sag nichts mehr“, gibt Jerry leise zurück.

„Also der alte Krähenmann war Musiker, musste viel herumreisen. Deshalb besaß er ein Flug-Motorrad. Er lud Shua ein, auf seinem Motorrad mitzukommen, zu seinem Konzert. Shua stieg auf und hielt sich am Zopf des Krähenmannes fest. Und so flogen sie gemeinsam in eine große Stadt am Meer, wo der Alte Musik machte. Shuas Kräfte kamen zurück und er tanzte ausgelassen danach. Er sprang und hüpfte, taumelte, drehte sich ganz wild und befreit um sich selbst.“

„Ein Pow-Wow!“, ruft Jerry aus und ist schnell wieder stumm.

„Ja, ein Pow-Wow. Und dann musste der Alte wieder in seine Heimat und Shua blieb allein und einsam zurück. Aber es dauerte nicht lange und eine wunderschöne Krähenfrau kam auf ihn zu und holte ihn aus seiner Trübsal. Sie gab Shua ein bisschen von ihrer Lebensfreude ab, und so konnte er mit ihr zusammen nach Vancouver fliegen.“

Joshua bricht ab. „Und jetzt solltest du schlafen. Wir müssen morgen wieder früh hoch, damit wir es bis Burns Lake schaffen, und außerdem ist mein Mund staubtrocken.“

„Och ne! Ich möchte jetzt aber wissen, wie es weitergeht!“, sagt Jerry enttäuscht. „Ich hol dir auch was zu trinken.“

„Nein, Schluss jetzt. Du hast dann morgen auch noch was.“

„Morgen kannst du dir doch 'ne neue Geschichte ausdenken.“

„Morgen möchte ich Gitarre spielen“, schießt es aus Joshua hervor. Ein Eigentor.

„Oh, das ist auch cool. Also musst du jetzt weitererzählen“, sagt Jerry gähmend.

„Nein, Jerry. Du schläfst doch sowieso gleich ein. Ich kann nicht mehr. Morgen spiele ich erst Gitarre, singe dir was vor und dann erzähl ich die Geschichte weiter.“

Jerry murrte, aber seine Augenlider klappen schon herunter. Es ist kalt geworden und Joshua zieht den Schlafsack über seine Schultern. Als er auch noch die Kapuze über seinen Kopf ziehen will, wird er ausgepiffen.

„Ich bin doch kein weißes Weichei“, sagt Jerry schroff, wieder hellwach.

„Hey, keine Diskriminierung“, gibt Joshua lächelnd zurück.

Jerry gähnt und lässt es jetzt zu, dass sich seine Augen fest schließen. Sekunden später ist er eingeschlafen.

Joshua schleicht aus dem Zelt, holt seine Gitarre aus dem Auto, stimmt sie und setzt sich auf einen Stein vor dem Zelt. Leise beginnt er zu spielen und zu singen: „Cowboys and Indians“ von Ben Rogers. Anschließend versucht er sich an seinem eigenen Song. Allmählich kommen die Worte zu ihm zurück. „Dunkles Land, wo ist dein Licht, suche verzweifelt, finde es nicht.“ Er bricht ab, überlegt, die Akkorde beizubehalten, aber den Text zu ändern. Morgen oder irgendwann. Er ist erschöpft, bringt die Gitarre ins Auto und kriecht ins Zelt zurück. Müde und zufrieden mit sich – ein verlorenes, nun wiedergefundenes Gefühl – steigt er in den Schlafsack und schläft ein.

Kapitel 25

Sophie blickt auf die nasse Straße, die sich wie ein welliges Band vor ihr auf und ab windet, durch dichten Wald aus Birken und Tannen, durch staubige trostlose Indianerreservate hindurch, über löcherigen, holperigen Asphalt. Sie ist unterwegs nach Nordwesten auf dem Yellowhead Highway 16, auch Highway of Tears genannt, wegen seiner traurigen Geschichte. Trampen ist hier, in dieser entlegenen Gegend, die einzige Chance, in den

nächst größeren Ort zu gelangen, um einzukaufen oder sich zu vergnügen. Sophie hatte bei der Reiseplanung gelesen, dass hier zahlreiche, hauptsächlich indigene Frauen verschwanden. Viele sind bis heute nicht gefunden worden. Sie ist diese Strecke gerade schon einmal gefahren, nur in entgegengesetzter Richtung, hat in Vanderhoof haltgemacht und nach dem Check der Wetter-App kurzerhand entschieden, über den Highway 97 die östliche Route hoch nach Watson Lake zu fahren. Dort sollte es nicht regnen. Nun muss sie zunächst nach Prince George zurück. Aber sie ist gut im Zeitplan, war früh losgefahren, würde es locker bis Bear Lake schaffen.

Als sie am Rande des Highways in einem Reservat, wenige Kilometer hinter dem riesigen Schild mit der Aufschrift „Girls don't hitchhike on the HIGHWAY OF TEARS“, eine Frau entdeckt, die den Daumen raushält, bremst sie ohne zu zögern ab. Sie fährt rechts ran, lässt die Scheibe herunter, wartet, bis die junge, füllige Frau bei ihr ist. Sie atmet heftig. Ihr pechschwarzes Haar ist kurz geschnitten und von einigen blond gefärbten Strähnen durchwirkt, ihre kräftigen Beine stecken in Stretch-Jeans und auf ihrem Sweatshirt steht „I FIGHT BACK“. Über ihrer Schulter hängt ein kleiner abgewetzter Rucksack.

„Nimmst du mich mit?“, fragt sie aufgeregt.

„Verdammt leichtsinnig“, gibt Sophie zurück. „Hier verschwinden doch laufend Frauen!“ „Ich wäre auch nicht zu einem Mann eingestiegen.“

„Und wohin willst du?“, fragt Sophie.

„Nach Prince George.“

„Das passt.“